

DAVID
MARK

Ewige
Buße

KRIMINALROMAN


ullstein

David Mark

Ewige Buße

Kriminalroman

Aus dem Englischen von
Peter Friedrich

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Oktober 2014
© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2014
© 2014 by David Mark
Titel der englischen Originalausgabe: *Sorrow Bound* (Quercus, UK)
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © Edward Fielding/arcangel images
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Quadraat OT Regular
Papier: Holmen Book Cream von Holmen Paper Central Europe,
Hamburg GmbH
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28658-7

Für meine Kinder George und Elora.
Möget ihr nie aufhören,
so richtig ernsthaft merkwürdig zu sein.

Oft hört' ich, Gram erweiche das Gemüt,
Er mach' es zaghaft und entart' es ganz:
Drum denk' auf Rache, und laß ab vom Weinen.

Heinrich der Sechste, zweiter Teil, 4.4.1-3
(Ü: Schlegel-Tieck)

Prolog

Weiter, weiter, es sind nur Schmerzen, atme einfach und lauf, atme und lauf, verdammt noch mal, lauf!

Er gleitet aus. Rutscht weg auf Blut und Eis. Kullert in den Schnee und hört einen Laut wie zerreißendes Papier. Fühlt, wie der dreieckige Lappen verbrannten Fleisches, der ihm wie ein Segel von der Brust hängt, von unbarmherzigem Stein weggefetzt wird.

Sein Schrei ist unmenschlich, urtümlich, ungezähmt.

Steh auf und lauf, lauf ...

Schluchzend beißt er sich in die Daumenwurzel. Schmeckt sein eigenes, gegrilltes Fleisch. Spuckt Blut und Haut und Galle aus. Fremde Haare.

So nicht. Nicht jetzt ...

Er versucht, sich aufzurichten, doch seine nackten, gefrorenen Zehen gehorchen ihm nicht. Er stößt die zerstörten Hände in den Schnee und stemmt sich hoch, rutscht wieder aus und schlägt mit dem Kopf auf das Pflaster.

Bleib wach. Bleib am Leben.

Alles schwimmt vor seinen Augen. Plötzlich fällt ihm der Fernseher in seiner alten Studentenbude ein – dessen Bild sich in einem sich zusammenziehenden Farbkreis in der Mitte des Bildschirms auflöste, in einem Miniaturstrudel aus wirbelnden Mustern und Formen. Genau das sieht er jetzt. Seine Welt wird kleiner und kleiner. Sinne und

Verstand schrumpfen zu einem Kaleidoskop aus Rot und Schwarz.

Halb tot schon, fast gebrochen, hebt er den Kopf und blickt zurück auf den schaurigen Pfad, den seine Füße in den Schnee gestanzt haben. Winzige Tintenbomben aus blauschwarzem Blut, regellos verspritzt zwischen ungleichmäßigen Kratern.

»Da! Da ist er! Haltet ihn auf! Halt!«

Die Stimmen bringen ihn wieder auf die Beine, regenerieren seine Sehkraft und sein Denkvermögen, und einen wunderbaren Moment lang ist er wieder bei sich. Sieht hoch zu den viktorianischen Reihenhäusern mit ihren großen, vorspringenden Fenstererkern und leeren Blumenampeln, den ›Zimmer frei‹-Schildern und freudlosen Regenbogen aus ausgeschalteten bunten Glühbirnen.

Seine eigene Stimme: »Miststück, Miststück.«

Er bemerkt, dass er das Meer hören kann: monotones Rauschen und rasselnde Kiesel, das Klatschen des Wassers in Schlamm und Sand jenseits der Hafenummauer.

Und plötzlich schwebt er in einer Wolke aus Sinneseindrücken.

Geräusche.

Düfte.

Geschmäcker.

Er nimmt den Salz- und Essiggeruch des Fish-&-Chips-Ladens wahr, das schale Ale aus einem Bierkeller. Hört die Schreie der Möwen und das feuchte Schmatzen verrotten-der Planken, mit dem die dümpelnden Fischerboote sanft zusammenstoßen. Aufklappende Türen. Hochgeschobene Fenster. Gläserklirren auf lackiertem Holz. Im Hintergrund das Triumphlied eines Spielautomaten, der einen Gewinn auszahlt. Jubel. Das Klimpern von Münzen ...

Mach schon! Lauf!

Er kommt kein Dutzend Schritte weit, bevor ihn die Kraft verlässt. Er platscht auf den Bauch. Der Schnee wird zur Decke. Im Delirium versucht er, sie um sich zu wickeln. Sich ein Kopfkissen aus dem Rinnstein zu machen.

Schnelle Schritte. Stimmen.

Auf! Auf!

Eine Hand an seiner Kehle, sie reißt ihn hoch. Etwas knallt ihm seitlich gegen den Kopf. Vielleicht eine Faust, vielleicht ein Knie.

»Dreckskerl. Dreckskerl!«

Seine Zähne klacken aufeinander: wie eine Axt, die Holz spaltet.

Sterne und Schlamm, Schnee und Wolken, Stiefel und Fäuste und der Rinnstein, der gegen seinen Schädel donnert, wieder, wieder, wieder ...

Er gleitet in einen Tunnel aus Formen hinein. Verschwindet. Alles wird kleiner. Dunkler.

Alles vorbei. Alles weg ...

Der Schnee so weich. Die Dunkelheit so einladend.

Andere Hände greifen nach ihm. Hände, nicht Fäuste. Fest, doch sanft. Haut auf Haut.

Ein Gesicht beugt sich über ihn.

»Er sieht ja furchtbar aus.«

Ein Moment der Klarheit, bevor der schwarze Ozean ihn in die Tiefe zieht ...

»Lasst ihn sterben. Bitte lasst das Schwein sterben.«

Erster Teil

Kapitel 1

Montagmorgen. 9.16 Uhr.

Ein kleiner, stickiger Raum im Obergeschoss des Gesundheitszentrums in der Cottingham Road.

Detective Sergeant McAvoy hockt unbequem auf einem lächerlichen Schulstuhl für Kinder. Seine Knie sind fast auf Ohrenhöhe.

»Aector?«

Er merkt, dass er mit dem linken Bein wippt. *Verdammt!* Die Seelenklemplerin muss es auch gesehen haben. Er beschließt, damit weiterzumachen, damit sie nichts Falsches hineininterpretiert, wenn er aufhört.

Er fängt ihren Blick auf.

Sieht weg.

Hört auf zu wippen.

»Aector, ich versuche nicht, Sie auszutricksen. Sie müssen sich nicht ständig kontrollieren.«

McAvoy nickt und fühlt einen frischen Schweißtropfen unter seinen Hemdkragen rollen. Es ist zu heiß hier drin. Selbst die Wände scheinen zu schwitzen, und das Fenster läuft an.

Sie redet schon wieder. *Worte, Worte, Worte ...*

»Habe ich mich etwa nicht entschuldigt wegen des Zimmers? Es war einfach kein anderes zu bekommen, es ist nichts frei. Wenn wir kräftig ziehen, kriegen wir das Fens-

ter sicher auf, aber dann müssen Sie den Verkehrslärm ertragen.«

McAvoy hebt flehend die Hände, obwohl ihm tatsächlich so heiß und ungemütlich ist, dass er sich am liebsten mit dem Kopf voran durch die Scheibe stürzen würde. Er triefte schon von Schweiß, als er reinkam. Seit zwei Wochen liegt eine schwüle Hitzeglocke über der Stadt, doch es ist eine Hitzewelle ohne blauen Himmel. Hull brütet unter einer Wolkendecke, die die Farbe von nassem Beton hat. Das Wetter macht die Menschen gereizt und lethargisch, und das Leben wird für große Männer mit flammend roten Haaren wie Detective Sergeant McAvoy zur reinsten Folter. Er ist seit Tagen übellaunig und verschwitzt. Es ist eine fiebrige Hitze, eine pestilenzartige, summende Glocke, die alles überdeckt. Für McAvoy fühlt sich jeder Schritt so an, als müsste er sich durch die pitschnasse Wäsche auf einer Leine hindurchkämpfen. Alle sehnen sich nach einem richtigen Gewitter, das die Luft reinigt, doch bisher hat noch kein einziger Blitz den Himmel durchzuckt.

»Ich dachte, die letzte Sitzung hätte Ihnen gefallen. Sie schienen richtig warm zu werden.« Sie wirft einen Blick auf ihre Notizen. »Wir haben über Ihren Vater gesprochen ...«

McAvoy schließt die Augen. Er will nicht unhöflich erscheinen, deshalb beißt er sich auf die Zunge. Soweit er sich erinnert, hat er kein Wort über seinen Vater gesagt. Nur sie.

»Okay, warum fangen wir nicht mit etwas weniger Persönlichem an? Ihrer Karriere vielleicht? Ihren beruflichen Zielen?«

McAvoy sieht sehnsüchtig zum Fenster. Die Szenerie im Rahmen könnte ein Foto sein. Zweige und Blätter des

Vogelbeerbaums hängen reglos herab und verdecken den Blick auf die Universität auf der anderen Seite der belebten Straße, doch er kann sie sich deutlich vorstellen. Sieht die Studentinnen mit ihren bauchfreien Tops und kurzen Jeans vor sich, ihren Kniestrümpfen und den glatt zurückgekämmten Haaren. Er schließt die Augen, und alle verwandeln sich in Opfer. Am Nachmittag werden sie die Biergärten bevölkern. Sie werden mehr trinken, als ihnen guttut. Vom Alkohol leichtsinnig geworden, werden sie fremde Blicke auffangen, lächeln, flirten und das Gefühl nackter Haut genießen. Sie werden Fehler machen. Verwirrung, Hitze, Begehren und Angst sind die Folgen. Am Morgen müssen die Detectives die Übergriffe untersuchen, die sich daraus ergeben haben. Vielleicht eine Messerstecherei. Eltern werden trauern, und die fröhliche Stimmung ist unwiederbringlich verloren.

Er schüttelt sich. Verflucht sich. Hört wie immer Roisins Stimme. Sie rät ihm, nicht so blöd zu sein, und sich einfach über die Sonne zu freuen. Er sieht sie im Bikini vor sich, barfuß, während sie auf der kleinen, verdorrten Rasenfläche in ihrem Vorgarten unbesorgt sonnenbadet und die Wärme genießt.

Hat man ihm gerade eine Frage gestellt? Ach ja ...

»Ich weiche überhaupt nicht aus«, sagt er endlich. »Ich weiß, dass Ihre Arbeit manchen Leuten tatsächlich etwas bringt. Ich habe an der Universität ein paar Semester Psychologie studiert. Ich hege große Bewunderung für Ihren Beruf. Ich weiß nur nicht, was ich Ihnen erzählen sollte, das für irgendeinen von uns von Nutzen wäre. Ich fresse nicht alles in mich hinein. Ich spreche mit meiner Frau. Ich habe Ventile für meine dunkle Seite, wie Sie es nennen. Mir geht es gut. Ich wünschte, manchmal etwas vergessen zu

können, und bin gleichzeitig dankbar, mich an vieles zu erinnern. Ich bin ziemlich normal, ehrlich.«

Die Psychologin legt den Kopf schief wie ein Labrador, der diskret das Thema Gassigehen zur Sprache bringen will.

»Aector, diese Sitzungen sind nur für Sie da, und Sie können daraus machen, was Sie wollen. Das habe ich Ihnen schon gesagt. Wenn Sie über Polizeiarbeit diskutieren wollen, tun Sie das. Wenn Sie über Ihr Privatleben sprechen möchten, ist das auch in Ordnung. Ich will helfen. Wenn Sie schweigend hier herumsitzen, muss ich genau das in meinen Bericht eintragen.«

McAvoy lässt den Kopf sinken und starrt einen Moment lang auf den Teppichboden. Er ist hundemüde. Das heiße Wetter macht seine kleine Tochter quengelig, und sie weigert sich zu schlafen, außer auf ihrem Daddy. Die letzte Nacht hat er in einem Liegestuhl hinter dem Haus verbracht, in eine Decke gehüllt und ihren kleinen Körper an die Brust gedrückt, während ihre Finger sich in den Kragen seines Rugbyhemds krallten und sie im Schlaf wimmerte und schniefte.

»Der Vogelbeerbaum«, sagt McAvoy plötzlich und zeigt aus dem Fenster. »Früher hat man ihn auf Friedhöfen gepflanzt, um Hexen abzuwehren. Wussten Sie das? Ich habe mit acht mal eine Schularbeit über Bäume geschrieben. *Sorbus aucuparia* heißt er auf Lateinisch. Ich kenne die lateinischen Namen von ungefähr zwanzig Baumarten. Keine Ahnung, warum ich sie behalten habe, aber so ist es. Ich weiß auch nicht so genau, weshalb ich Ihnen das jetzt erzähle, ehrlich gesagt. Ist mir gerade eingefallen. Tut irgendwie gut, mal etwas sagen zu können, ohne dass die Leute gleich denken, man wäre ein Besserwisser.«

Die Psychologin legt die Fingerspitzen zusammen. »Aber jetzt machen Sie sich keine Sorgen darüber? Das ist an sich schon interessant ...«

McAvoy seufzt. Es nervt ihn, von jemand anderem als sich selbst analysiert zu werden. Er weiß, wie er tickt. Er will sich nicht in seine Einzelteile zerlegen lassen, weil er fürchtet, dass er sie nicht wieder richtig zusammensetzen kann.

»Aector? Hören Sie, wären Sie lieber woanders?«

Er hebt den Blick zu der Psychologin. Sabine Keane heißt sie. Aector vermutet, dass sie geschieden ist. Sie trägt keinen Ring, doch es klingt unwahrscheinlich, dass man ihr schon bei der Geburt einen Namen aufgebürdet hat, der sich reimt. Sie ist Anfang vierzig und sehr schlank. Ihre Haare sind eher lang und in einem Durcheinander von strohblonden und grauen Strähnen zurückgebunden. Sie kleidet sich passend zum Wetter mit Sandalen, Leinenrock und einem einfachen schwarzen T-Shirt, so dass man die etwas schlaffe Haut der Oberarme sieht. Sie trägt kein Make-up, und ungefähr auf halber Höhe ihres rechten Arms klebt etwas, das Marmelade sein könnte. Sie hat eine dieser tragenden Singsang-Stimmen, die beruhigend wirken sollen, aber häufig nur nerven. McAvoy hat nichts gegen sie und würde ihr gerne etwas Hörenswertes erzählen, doch er begreift den Sinn dieser Sitzungen nicht. Er ist ihr dankbar, dass sie seinen Namen inzwischen auf keltische Art ausspricht, und sie hat ein ganz nettes Lächeln, doch es gibt Türen in seinem Kopf, die er ihr nicht aufschließen will. Dabei ist es nicht gerade hilfreich, dass sie einen ausgesprochen schlechten Start hatten. Auf dem Weg zur ersten Sitzung wurde er Zeuge, wie sie einen kleinen Radfahrer-Wutausbruch hatte. Wie soll jemand glaubhaft Heilkräfte für die

Seele besitzen, wenn man ihn in höchster Empörung eine Busspur entlangradeln und einen Volvo mit Schimpfworten überhäufen hört.

McAvoy versucht es noch einmal.

»Hören Sie, die Leute vom Arbeitnehmerschutz haben darauf bestanden, dass ich sechs Sitzungen bei einem polizeilich zugelassenen Psychologen durchführe. Das tue ich. Ich werde all Ihre Fragen beantworten und versuchen, dabei nicht unhöflich zu sein. Aber es ist heiß, ich habe zu arbeiten, und ja, es gibt tatsächlich eine Menge Orte, an denen ich lieber wäre. Ich bin sicher, das Gleiche gilt für Sie.«

Eine Sekunde lang herrscht Schweigen. McAvoy hört den Glockenton, als jemand unten in die Sprechstunde gerufen wird. Er kann sich die Szene vorstellen. Ein Wartezimmer voller kranker Studenten und schnatternder Ausländer und Althippies, die auf ihre Malariapillen und Gelbfieberimpfungen warten, bevor sie mit ihren kleinen Jeremiahs oder Hermiones nach Goa durchstarten.

Irgendwann lässt Sabine den nächsten Versuchsballon steigen. »Sie haben drei Kinder, ist das richtig?«

»Zwei«, erwidert McAvoy.

»Hält Sie das jüngste nachts wach?«

»Das gehört dazu.«

»Zu Ihren Pflichten, nicht wahr?«

»Natürlich.«

»Erzählen Sie mir von Ihren Pflichten, Aector. Sagen Sie mir, was sie für Sie bedeuten.«

McAvoy ballt die Hände. Denkt darüber nach. »Das Übliche.«

»Wie, das Übliche?«

»Das, was man erwartet. Von Ihnen. Von mir. Es bedeutet, das Richtige zu tun.«

Sabine schweigt kurz, dann bückt sie sich und holt einen Notizblock aus ihrem Beutel. Sie schreibt etwas auf die aufgeschlagene Seite, aber ob es eine klinische Beobachtung ist oder nur eine Erinnerung, dass sie auf dem Nachhauseweg noch Toilettenpapier einkaufen muss, kann McAvoy nicht sagen.

»Sie haben sich einen Job gesucht, bei dem es auf Pflichtbewusstsein ankommt, nicht wahr? Wollten Sie schon immer Polizist werden?«

McAvoy streicht sich mit der Hand über die Stirn. Richtet seine grün-goldene Krawatte. Krempelt die Ärmel seines schwarzen Hemds hoch und rollt sie wieder herunter.

»So war das nicht«, meint er schließlich. »In meiner Kindheit. Die häusliche Konstellation. Das Drehbuch war mehr oder weniger vorgezeichnet.«

Sabine wirft wieder einen Blick auf ihren Notizblock und blättert suchend darin herum. Sie sieht auf. »Sie sind in den Highlands aufgewachsen, ja? Auf einem Kleinbauernhof...?«

»Bis ich zehn war.«

»Und dann kamen Sie ins Internat?«

McAvoy wendet den Blick ab. Er strafft die Bügelfalte seiner grauen Anzughose und fummelt in der Tasche der dazu passenden Weste herum. »Nach einer Weile.«

»Ziemlich teuer für einen Kleinbauern, würde ich meinen.« Ihre Stimme klingt sanft, doch unnachgiebig.

»Der neue Partner meiner Mutter war ziemlich wohlhabend.«

Die Psychologin notiert sich wieder etwas. »Und stehen Sie und Ihre Mutter sich nahe?«

McAvoy sieht weg.

»Und wie steht es mit Ihrem Vater?«

»So lala.«

»Wie denkt er über Ihre Erfolge?«

McAvoy gestattet sich ein Lächeln. »Welche Erfolge?«

Sabine deutet auf ihre Notizen und den Aktenordner zu ihren Füßen. »All die Fälle, die Sie aufgeklärt haben.«

Er schüttelt den Kopf. »So funktioniert das nicht. Ich habe gar nichts aufgeklärt.« Er verstummt. Denkt genauer nach, zuckt die Achseln. »Vielleicht doch. Vielleicht war ich einfach, na ja, einfach da. Und wenn ich allein auf weiter Flur war und niemand sonst sich einen Dreck scherte, zweifelte ich immer daran, ob es der Mühe wert war. Oder dachte, dass ich mir eben noch mehr Mühe hätte geben müssen.«

Stille breitet sich im Zimmer aus. McAvoy kipzelt auf dem Plastikstuhl nach hinten und stellt ihn wieder auf die Füße, als er ins Schwanken gerät.

Endlich nickt Sabine, als wäre sie zu einem Schluss gekommen.

»Erzählen Sie mir von Doug Roper«, sagt sie, ohne auf ihren Block zu sehen.

Unwillkürlich beißt McAvoy die Zähne zusammen. Er spürt, wie sein Mund plötzlich trocken wird. Aus Angst, nichts Sinnvolles hervorzubringen, schweigt er.

»In unseren Berichten stehen nur die ganz allgemeinen Fakten, Aector. Aber ich kann zwischen den Zeilen lesen.«

»Er war mein erster Detective Chief Superintendent beim CID«, sagt McAvoy leise.

»Und?«

»Und was? Sie haben doch sicher von ihm gehört.«

Sabine zuckt leicht die Achseln. »Ich habe ihn gegoogelt. Eine Art Polizeiheld, soweit ich weiß.«

»Er ist jetzt im Ruhestand.«

»Und Sie hatten etwas damit zu tun?«

McAvoy lässt die Zunge im Mund kreisen. »Manche Leute glauben das.«

»Und das hat Sie unpopulär gemacht?«

»Es wird langsam besser. Trish Pharaoh war eine große Hilfe.«

»Das ist Ihre neue Chefin, ja? Abteilung für Schwerverbrechen und organisierte Kriminalität, richtig? Ja, Sie haben sie beim letzten Mal erwähnt. Sie erwähnen sie ziemlich oft.«

McAvoy ringt sich ein schwaches Lächeln ab. »Sie klingen wie meine Frau.«

Sabine legt den Kopf schief. »Bedeutet sie Ihnen viel?«

»Meine Frau? Alles ...«

»Nein. Ihre Chefin.«

McAvoy beginnt wieder, mit dem Bein zu wippen. »Sie ist eine sehr gute Polizistin, jedenfalls meiner Meinung nach. Vielleicht auch nicht. Vielleicht hatte Doug Roper recht. Ich weiß nicht. Ich weiß überhaupt nicht viel. Jemand hat mir einmal gesagt, dass ich noch wahnsinnig werde, wenn ich alles zu verstehen versuche. Gerechtigkeit, meine ich. Güte. Das Böse. Manchmal glaube ich, ich hätte es fast geschafft. Dann wieder denke ich, ich bin nur intelligent genug, um zu erkennen, wie wenig ich weiß.«

»In dem Bericht, der uns vorliegt, heißt es, dass Sie Regeln sehr ernst nehmen. Können Sie mir sagen, was das Ihrer Meinung nach bedeutet?«

McAvoy lässt ihren Blick nicht los. Macht sie sich über ihn lustig? Er weiß nicht, was er dazu sagen soll. In den Akten steht etwas über seine Regeltreue? Er ist jemand, der den Papierkram in drei Durchschlägen erledigt, für den Fall, dass das Original verlorenggeht, und keinen neuen Ku-

gelschreiber aus dem Bürovorrat anfordert, bis dem letzten die Tinte ausgegangen ist.

Er schweigt. Lauscht dem Klang der Reifen auf der trockenen Straße und dem Rauschen des Bluts in seinen Ohren.

»Im Bericht steht, dass Sie eine Menge Narben am Körper tragen, Aector.«

»Mir fehlt nichts.«

McAvoy ist bemüht, ein ehrlicher Mensch zu sein, und er sieht keinen Grund, sich für diese Antwort zu tadeln. Ihm fehlt ja wirklich nichts. Es geht ihm so gut, wie man erwarten kann. Er kommt zurecht. Erledigt seinen Part. Schafft es schon. Er kennt eine Menge glatte, belanglose Arten zu beschreiben, wie es ihm geht, und weiß genau, wenn er es hier und jetzt exakt erklären müsste, würde es ihn auffressen. Zu Hause geht es ihm mehr als gut. Bestens. Wenn er seine Frau und die Kinder umarmt, durchströmt ihn eine wohltuende Wärme. Nur bei der Arbeit weiß er nie, wie er sich fühlt. Hat keine Ahnung, ob er etwas bereut. Weiß nicht, was er tatsächlich gegenüber dem korrupten und erbarmungslosen Detective Superintendent empfindet, dessen Amtszeit bei der Kripo von Humber side endete, als McAvoy begann, seine Verbrechen aufzudecken. Ob edel oder naiv, McAvoy's Hartnäckigkeit hat ihn seinen Ruf als aufsteigender Stern der Polizei gekostet. Der sanfte, bescheidene, schüchterne Riese von Mann wurde für viele Kollegen zum Nestbeschmutzer, auf den man herabsah und dem man nicht trauen konnte. Als besseren Buchhalter und Referenten schob man ihn zur Abteilung für Schwerverbrechen und organisierte Kriminalität ab. Alle erwarteten, dass Detective Superintendent Trish Pharaoh mit ihren Bikerstiefeln, dem Mascara und ihrer überlebensgroßen

Pose ihn bei lebendigem Leib auffressen und wieder ausspucken würde. Stattdessen fand sie in ihm einen Protegé. Fast einen Freund. Und an ihrer Seite hat er üble Ganoven zur Strecke gebracht.

Die Verbrennungen an McAvoy's Rücken und die bis auf den Knochen reichende Schnittwunde an seiner linken Brustseite sind nicht seine einzigen Narben, und sie sind ihm fast zu einer Art erlösendem Ehrenzeichen geworden. Er hat für das, woran er glaubt, gelitten.

Sabine legt den Stift weg und zieht ihr Handy aus dem Beutel. Sie betrachtet das Display und wendet sich wieder McAvoy zu. »Wir haben noch eine halbe Stunde. Sie wollen sich doch sicher einiges von der Seele reden.«

McAvoy zückt sein eigenes Telefon, um zu kontrollieren, ob sie recht hat, und registriert acht entgangene Anrufe, alle von derselben Nummer. Er sieht sie entschuldigend an und ruft zurück, bevor Sabine Einwände erheben kann.

Trish Pharaoh nimmt beim zweiten Läuten ab. Spuckt seinen Namen auf die einzige Art aus, wie sie ihn aussprechen kann, eine Mischung aus Zuckerbrot und Peitsche. »Hector, na endlich. Wir haben eine Leiche. Sagen Sie der Seelenklemmerin, sie soll Ihre Sitzung abzeichnen und Sie ziehen lassen. Sie sind in bester Verfassung. Hoffen wir, dass das für Ihren Würgereflex nicht gilt. Bei der Sache hier kann einem schlecht werden.«

Tick-tock, tick-tock macht der rechte Blinker. Eine fette Schmeißfliege brummt gegen die Heckscheibe. Hupen tröten, und ein Presslufthammer rattert. Arbeiter mit nacktem Oberkörper lehnen an der Wand des Mini-Markts an der Ecke. Der Saft aus Speck-und-Eier-Sandwiches in fettigen Papiertüten trieft auf schmutzige Hände.

Die Ampel schaltet auf Grün, doch niemand fährt los. Der Verkehr steht. Aus offenen Autofenstern plärren zwei unterschiedliche Radiosender. Lady Gaga kämpft mit den Mamas and the Papas um die Lufthoheit ...

Eine Stadt im Fiebergriff: gereizt, erregt, erhitzt.

McAvoy überprüft sein Telefon. Nichts Neues. Er versucht, den Aufkleber an der Heckscheibe des Peugeots zwei Autos weiter vorn zu entziffern, gibt aber auf, als er die Augen so zusammenkneifen muss, dass es ihm den Schweiß auf die Stirn treibt.

Er wirft einen Blick nach rechts auf den polnischen Gemischtwarenladen: Das Schild ist ein Gewirr von wütenden Konsonanten. Dann nach links, wo ein Fitnessstudio mit riesigen Reklametafeln für Poledancing-Kurse wirbt. Fragt sich, ob die Einwanderer in diesem polnischen Teil der Stadt besonders begabt sind als Poledancer ...

Er befindet sich am unteren Ende der Anlaby Road und bereut die Entscheidung, am Ärztehaus rechts abzubiegen. Er fährt einen fünf Jahre alten Minivan, auf den Roisin und er sich vor einem Monat geeinigt haben. Auf der Rückbank sind zwei Kindersitze montiert, und McAvoy befürchtet ständig, dass ihn mehr als ein Kollege gleichzeitig um eine Mitfahrgelegenheit bitten könnte.

Die Ampel schaltet wieder auf Grün, und er zieht ein Stück vor, bis er im Schatten eines mit Brettern vernagelten Luxuspubs steht. Er erinnert sich, wie es war, als er noch geöffnet hatte. Ein einheimischer Geschäftsmann hatte mehr als eine Million in die Renovierung des Gebäudes gesteckt, weil er glaubte, in diesem Teil der Stadt bestünde Bedarf nach einem edlen und luxuriösen Nachtlokal. Gerade einmal ein Jahr lang ging es gut. Sein Misserfolg ist typisch für die Gegend. An diesem Ende der Anlaby Road wimmelt

es von Wohlfahrtsläden und Pizzerias, Goldankaufstellen und Pubs, in denen der Barman und der einzige Gast abwechselnd zum Rauchen nach draußen gehen. Die Straßen sind ein Labyrinth aus Reihenhäusern mit Erkerzimmern, in denen ein Mann von McAvoy's Größe Schwierigkeiten hätte, sich hinzulegen. Früher einmal hätte man die Leute hier vielleicht ›arm, aber ehrlich‹ genannt. Oder sogar als ›Arbeiterklasse‹ bezeichnet. Jetzt kennen die Polizeileitlinien keinen Begriff mehr dafür. Es sind eben Leute. Normale Leute mit Fehlern und Schwächen und Wünschen und Träumen. Typisch für Hull, aufbrausend und stolz.

Wieder wird die Ampel grün, und McAvoy kann sich endlich auf die Walliker Street vorschieben.

Zweiter Gang. Dritter.

Er erreicht den Tatort, bevor er in den vierten Gang hochschalten kann. Drei Streifenwagen blockieren die Straße, und zwei Constables und eine Gestalt im weißen Overall stellen ein helles Zelt auf. Pharaohs kleines rotes Cabrio steht neben dem Van der Forensik vor einem Haus mit braun gestrichenen Fenstern im Ständerker und dicht zugezogenen Stores. Nebenan im Vorgarten diskutiert eine Frau in Tarnhosen und einem Hull-City-Shirt mit einem Mann im Morgenmantel. McAvoy vermutet, dass der Fall bereits gelöst ist.

Er stellt den Wagen mitten auf der Straße ab und greift nach seiner ledernen Umhängetasche auf dem Rücksitz. Seine Frau hat sie ihm vor ein paar Jahren geschenkt, und sie ist für die Kollegen zu einer Quelle endloser Spötteleien geworden.

»Hector. Endlich.«

McAvoy stößt sich den Kopf am Türrahmen, als die Stimme seiner Chefin ertönt. Er blickt auf und sieht Pharaoh

auf sich zukommen. Trotz der Hitze hat sie nicht auf ihre Bikerstiefel verzichtet, doch immerhin leichte Zugeständnisse an das Wetter gemacht. Sie trägt ein rotes Kleid mit weißen Tupfen und ein cremeweißes Leinentuch um den Hals, von dem McAvoy vermutet, dass er ihr bemerkenswertes Dekolleté verbergen soll. Sie hat eine große, teure Sonnenbrille aufgesetzt, und ihre dunklen Haare sehen aus, als wären sie auf natürliche Weise an der heißen Luft getrocknet, ohne dass ihnen die Aufmerksamkeit einer Bürste zuteilgeworden wäre.

»Chefin?«

Sie mustert ihren Sergeant einen Augenblick zu lange, dann nickt sie. »Kein Sakko heute, Hector?«

McAvoy blickt an sich herab: säuberlich gebügelte Designerhose, Weste, Hemd bis zum Kragen zugeknöpft, die Krawatte zu einem perfekten doppelten Windsorknoten geschlungen. »Ich kann schnell nach Hause fahren, wenn ...«

Pharaoh lacht. »Herrgott, Sie müssen doch im eigenen Saft schmoren in dem Aufzug. Machen Sie doch wenigstens einen Knopf auf, um Himmels willen.«

McAvoy steigt das Blut in die Wangen. Pharaoh kann jeden Mann zum Erröten bringen, besitzt aber das besondere Talent, ihren Sergeant mit wenig mehr als einem Satz oder einem Lächeln in eine Lavalampe zu verwandeln. Er weigert sich, ein weißes Hemd zu tragen, seit sie verkündet hat, man könne so die Umrisse seiner Brustwarzen erkennen, und er hat noch keine Methode gefunden, sie anzusehen, ohne mindestens eine ihrer vielen Kurven wahrzunehmen. Er greift sich an den Hals, bringt es jedoch nicht über sich, sich einer solchen Unkorrektheit schuldig zu machen. »Das geht schon.«

Pharaoh seufzt und schüttelt den Kopf. »Alles okay bei der Seelenklempnerin?«

Er breitet die Hände aus. »Sie möchte, dass ich mehr Probleme habe, als da sind.«

»Dafür wird sie bezahlt.«

»Ihr Anruf kam gerade richtig.«

»Sie haben die arme Frau noch nicht gesehen.«

Gemeinsam überqueren sie die kleine Straße, vorbei an einer geschlossenen Fish-&-Chips-Bude, die in das Erkerzimmer eines der Reihenhäuser eingebaut ist. Hier bricht die Reihe abrupt ab, und an das letzte Haus grenzt ein großer Parkplatz. Die betonierte Oberfläche ist von Schlaglöchern übersät. Funkelnde Glasscherben deuten an, dass es bessere Orte gibt, um sein Fahrzeug abzustellen.

Das Zelt der Forensik ist auf einem Rasenstück hinter dem Parkplatz aufgebaut, neben einer kleinen Baumgruppe, die in einem vollgemüllten Stück ausgetrockneter Erde steht. Weiter hinten liegt eine Brücke, die über die Eisenbahnschienen zum nächsten Viertel führt.

»Machen Sie sich auf etwas gefasst«, rät Pharaoh, als sie die Zeltklappe anhebt und eintritt.

»Chefin?«

»Hier, sehen Sie.«

Ein Kriminaltechniker in weißem Overall steht über die Leiche gebeugt, doch er hört auf zu fotografieren und weicht zur Seite aus, als McAvoy das Zelt betritt. Flach atmend geht er zu der Leiche.

Das Opfer liegt auf dem Rücken. Das Erste, was McAvoy auffällt, ist der Winkel ihres Kopfes. Sie scheint ihn in den Nacken gelegt zu haben und nach oben zu starren, um die Verheerungen nicht sehen zu müssen, die ihrem Körper zugefügt wurden. Doch auch so ist der Ausdruck des Ent-

setzens unverkennbar. Die Sehnen an ihrem Hals scheinen zum Zerreißen gespannt, und ihr Gesicht ist mitten im Schrei erstarrt. Ihr Mund steht offen, die blauen Augen sind nach oben verdreht, als versuchten sie verzweifelt zu entkommen.

McAvoy schluckt. Zwingt sich, mehr als nur die Zerstörungen zu sehen.

Sie ist Ende fünfzig, hat kurzgeschnittene braune Haare, an den Wurzeln nachgrauend. Unter schwarzen Leggings ragen alte Riemensandalen hervor. Die Zehennägel sind blau lackiert. Sie hat kurze, aber nicht unansehnliche Finger mit sauber geschnittenen Nägeln und trägt einen goldenen Verlobungs- und Ehering am dritten Finger, linke Hand.

Erst jetzt gestattet er sich, ihren Oberkörper zu betrachten. Galle steigt in ihm hoch. Er schluckt sie hinunter.

Der Brustkorb der Frau ist komplett eingedrückt. Die Rippenknochen sind gebrochen, zersplittert, in Brüste und Lunge gespießt. Der Oberkörper besteht nur noch aus einer Masse von flachgedrückter Haut und Gewebe, geronnenem Blut und zerquetschten Organen. Ihr weißer Büstenhalter und etwas, das wie die Überreste ihrer Brüste aussieht, sind in einem Miasma zerfetzten Fleisches eingebettet. Einen schrecklichen Moment lang stellt McAvoy sich das Geräusch vor, wenn der Pathologe sie zur eingehenderen Untersuchung befreien muss.

Er wendet sich ab. Holt einen Atemzug in der Luft, die nicht ganz so geschwängert ist vom Blutgestank.

Dann dreht er sich wieder zu dem Entsetzlichen um und zuckt zusammen.

Schon der Gedanke ist ihm peinlich, doch McAvoy fühlt sich an ein Hähnchen erinnert, das man an der Brust zerteilt und zum Grillen flachgeklopft hat.

Er spürt Pharaohs Hand auf der Schulter und sieht ihr in die Augen. Sie nickt, und sie treten aus dem Zelt.

»Verdammt noch mal, Chefin«, keucht McAvoy.

»Ich weiß.«

Er entlässt langsam die Luft aus den Lungen. Merkt, dass die Welt sich um ihn zu drehen begonnen hat, und wartet, bis der Schwindelanfall vorüber ist. Zwingt sich dazu, Polizist zu sein.

»Welche Art von Waffe kann so etwas anrichten?«

Pharaoh zuckt die Achseln. »Ich schätze, wir sind hinter einem Kerl hoch zu Ross her, der eine verdammte Keule schwingt.«

»Aber das kann nicht die Todesursache gewesen sein, oder? Es muss doch eine Kopfverletzung geben oder eine Stichwunde, die man in alldem nur nicht ...«

»Das wird der Gerichtsmediziner feststellen. Mit Sicherheit kann ich nur sagen, dass es kein Selbstmord war.«

McAvoy blickt zum Himmel. Er ist immer noch zementgrau. Er spürt, wie ihm der Schweiß den Rücken hinunterläuft, und als er sich mit der Hand übers Gesicht fährt, ist sie klitschnass. Er hat zwar keine Ahnung, was für eine Art von Leben die Frau im Zelt geführt hat, doch das wenige, was er über ihren Tod weiß, macht ihn zornig. Niemand sollte so sterben müssen.

»Handtasche? Geldbeutel?«

Pharaoh nickt. »Alles da. Lag keinen Meter von der Leiche entfernt.«

»Uhrzeit?«

»Sie wurde vor ein paar Stunden gefunden. Von einem Burschen, der die Morgenzeitung holen wollte. Er sah ihren Fuß herausragen und rief die 999.«

»Dann war die reguläre Kripo also noch nicht da ...«

»Die Sache ist direkt bei uns gelandet.«

»Chefin?«

Pharaoh fährt sich mit einem Finger über die Kehle und bedeutet ihm so, die Fragerei zu lassen. Als Leiterin der Abteilung für Schwerverbrechen und organisierte Kriminalität kennt sie die Eifersüchteleien und den internen Krieg, der in den oberen Rängen der Polizei von Humberstone tobt, aus dem Effeff. Ihre Einheit wurde als reines Morddezernat gegründet, unabhängig von den übrigen Aufgaben der Detectives, doch Budgetkürzungen und Personalwechsel haben die einst klar definierte Rolle des Teams aufgeweicht. Gegenwärtig sind Pharaoh und ihre Truppe informell damit betraut, gegen eine bestens organisierte kriminelle Gruppe zu ermitteln, die einen großen Teil des Drogenhandels an der Ostküste übernommen zu haben scheint. Ihr Auftauchen fiel mit einem deutlichen Anstieg der Zahl der Gewaltverbrechen zusammen, und McAvoy und Pharaoh wissen mit Sicherheit, dass die Schläger der Gang für mehrere Morde verantwortlich sind. Ihre Methoden sind effizient und brutal, ihre bevorzugten Waffen Nagelpistole und Lötbrenner. Pharaohs Einheit konnte drei Schlüsselfiguren festnehmen, ihnen jedoch bisher jämmerlich wenig Informationen über die Befehlskette entlocken. Jede Ebene der skrupellosen, effizienten, zielgerichteten und besorgniserregend gut informierten Gang scheint von den anderen hermetisch abgeschottet zu sein. Die Fußsoldaten wissen wenig oder gar nichts darüber, wer die Befehle erteilt. Die Organisation arbeitet mit Mobiltelefonen und komplizierten Codes und hat es geschafft, durch eine Kombination aus hohem Sold und Terror eine intelligente Sorte von Schlägern anzuheuern.

»Die Sache hier läuft unter Bandenverbrechen?«, fragt

McAvoy ungläubig. Nur so kann der Fall direkt bei Pharaoh gelandet sein.

Pharaoh lächelt reumütig. »Das Opfer war Vorsitzende einer Anwohnerorganisation. Hat kürzlich bei einer öffentlichen Versammlung dagegen gewettert, dass Straßendealer das Viertel unsicher machen.«

McAvoy schließt die Augen. »Und was wissen wir bis jetzt?«

Pharaoh muss nicht in ihren Notizen nachsehen. Sie hat die Details bereits gespeichert.

»Philippa Longman. Dreiundfünfzig. Lebte oben im Conway Close. Hinter dem Boulevard, nahe bei den Spielfeldern. Ein Uniformierter aus der Gordon Street ist jetzt bei der Familie. Philippa arbeitete in dem Laden, an dem Sie gerade vorbeigekommen sind. Hatte gestern Nachtschicht, falls Sie sich über die Uhrzeit wundern. Die Stelle hier liegt an ihrem Nachhauseweg. Jemand hat sie sich geschnappt. Sie hinter die Bäume gezerrt. Ihr das angetan.«

»Die Familie?«

»Das ist unsere nächste Station, mein Junge.«

»Und der Bursche, der sie gefunden hat?«

»Zittert immer noch wie Espenlaub und hat den Geschmack nach Erbrochenem im Mund.«

»Und wir übernehmen den Fall, ja? Die Kripo macht keinen Stunk deswegen?«

Pharaoh blickt ihn über den Rand ihrer Sonnenbrille an. »Natürlich gibt es Stunk. Egal was wir machen.«

McAvoy atmet tief durch. »Ich muss mich aber auf eine Gerichtsverhandlung vorbereiten. Bis zum Verfahren gegen Ronan Gill ist es nur noch ein Monat, und die Zeugen werden langsam nervös ...«

Ohne ihren Gesichtsausdruck zu verändern, legt Pha-

raoh McAvoy die Hand vor seinen Mund. Er lächelt, und seine Stoppeln kratzen sanft an ihrer Haut.

»Ich habe noch eine Hand frei für einen Schlag unter die Gürtellinie, wenn's sein muss«, meint sie zuckersüß.

McAvoy wirft einen Blick zurück zum Zelt. Sieht vor seinem geistigen Auge das zerstörte Geschöpf darin. Er will wissen, wer das getan hat. Warum. Will verhindern, dass es wieder geschieht. Will dafür sorgen, dass, wer immer diese Frau geliebt hat, seinen Hass auf ein konkretes Gesicht richten kann.

Er wünschte, die verdammte Psychologin wäre jetzt da. Nur so könnte er ihr je verständlich machen, warum er eine Arbeit tut, die er hasst. Er würde ihr gerne sagen, dass es das ist, was ihn definiert. Was er sich zu sein zwingt. Hier, an der Grenze zwischen Trauer und Abschied.

»Okay.«